

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 90.

Montag, 19. April

1926.

Die drei Brüder von Korff.

(6. Fortsetzung.)

Roman von D. von Hanstein.

(Nachdruck verboten.)

Der Senator lächelte noch immer überlegen.
„Sehr richtig. Du hast dich in den zukünftigen Admiral verliebt. Er hätte auch vorzüglich ausgesehen als solcher und du hättest trefflich repräsentiert.“

„Es braucht nicht gerade ein Admiral zu sein, auch ein Großkaufmann —“

„Du brauchst mir nichts mehr zu sagen, da ich das Vergnügen habe, meine schöne Tochter Marianne nun seit drei- und zwanzig Jahren — nein, verzeih, du bist erst zwei- und zwanzigjährig — zu kennen. Du willst eine Stellung in der Welt haben und wirst sie bekommen. Daneben aber liebst du deinen Verlobten.“

Sie zuckte wieder die Achseln.

„Nein, Kind, du liebst ihn! Das weiß ich vielleicht besser als du selbst, und du hast recht! Werner ist in jeder Faser ein Ehrenmann. Offen gesagt, er ist sogar eigentlich viel zu schade für dich und deine etwas oberflächlichen Anschauungen.“

„Erlaube, Pa!“

„Wirklich! Er ist eigentlich auch zu schade für mich, aber er liebt dich. Liebt dich ehrlich und mit der treuen Zuverlässigkeit, die sein Charakter ist. Das ist mir sehr wertvoll, denn in der jetzigen Zeit, die täglich die Welt auf den Kopf stellt, ist es mir eine Beruhigung, mein einziges Kind an der Seite eines solchen Mannes zu wissen, denn — wenn du daran zweifeln solltest, ich habe dich auch lieb.“

„Pa!“

„Klingt dir wohl komisch? Ist aber so. Und übrigens — er geht also nach Waldenburg und ihr heiratet. Kannst dich ruhig meiner Führung überlassen. Ist auch nicht schlimm. Wir kaufen euch eine schöne Villa oder bauen eine, und da läßt es sich leben. Ich habe in deinem Alter drei Jahre in argentinischen Gran Chaco unter den Chorois-Indianern gelebt, die sehr viel schmutziger und sehr viel weniger nett sind als die fleißigen Bewohner der gar nicht so üblen und strebsamen Stadt Waldenburg. Während dessen werde ich im Hintergrunde meine Verbindungen ausnützen und dafür sorgen, daß er weiter kommt. Es schadet dem Renommee meines Geschäfts durchaus nichts, wenn mein Schwiegersohn ein höherer Staatsbeamter ist. Im Gegenteil, und je weniger er an meinem Geschäft beteiligt ist, je weniger er überhaupt eine Ahnung von demselben und auch davon, daß ich ihn aus der Entfernung protegiere, hat, um so besser für uns beide. So nützt er mir ohne es zu ahnen. Also verlaß dich auf mich und gehe ruhig nach Waldenburg. Natürlich, wenn er jetzt kommt — wir wissen von nichts und sind sehr überrascht. Nun ein vergnügtes Gesicht! Du liebst ihn ja doch!“

Marianne wollte eine schnippische Antwort geben, als es an der Tür pochte, und der Senator „Herein“ rief.

Werner trat ein. Er hatte heute noch einmal die Marine-Uniform angelegt und sah sehr stattlich aus, auch schien er froh.

„Meine liebe Marianne!“

Er küßte ihr galant die Hand und brachte einen wunder-vollen Rosenstrauß mit.

„Berehrter Herr Senator.“

„Darf man gratulieren?“

„Gewiß. Der Geheimrat Oldhausen war überaus liebenswürdig. Man hat sich in der schmeichelhaftesten Weise meiner geringen Verdienste erinnert, und ich habe sogar eine Anstellung.“

Scheinbar überrascht fragte der Senator: „Wo denn?“
„Man hat mir die Leitung der sanitären Grubeneinrichtungen in Waldenburg in Schlesien übertragen. Natürlich muß ich mich erst ein Vierteljahr einarbeiten.“

Er sah etwas besorgt in das Gesicht des Senators, der aber streckte ihm die Hand entgegen.

„Bravo! Ich gratuliere!“

Werner war erfreut.

„Sie sind also nicht mehr dagegen?“

„Im Gegenteil — und Sie sind fest angestellt?“

„Ich werde es nach drei Monaten, es ist Formsache, und man hat mir noch mehr Hoffnungen gemacht!“

Der Senator lachte.

„Dann soll also wohl bald geheiratet werden?“

„Herr Schwiegervater in spe — ich bin ganz glücklich —“

„Aber natürlich, Kinder, woran sollt ihr warten.“

Marianne hatte ein etwas verschlossenes Gesicht.

„Du wirst wohl erst etwas allein sein müssen —“

Der Senator schnitt ihr das Wort ab.

„Natürlich, die Probezeit warten wir ab. Gleich morgen soll die Hochzeit nicht sein, ein paar Vorbereitungen müssen wir ja doch treffen, aber — ja, lieber Werner, Sie haben den alten Wöhlerrmann doch verkannt. Ich wollte Sie zum Kaufmann machen, aber Sie wollten nicht. Gut! Wären vielleicht ein schlechter Kaufmann geworden. Ich wäre wahrscheinlich ein miserabler U-Bootkommandant und ein noch miserabler Beamter, wenn ich unter der Erde herumtrauchen sollte. Hauptsache, daß der Hase wieder läuft, und nun, Kinder, kommt, ich habe Hunger, und die gute Nachricht wollen wir bei einem ordentlichen Frühstück begießen. Entschuldigt einen Augenblick, ich will nur den Rod wechseln.“

Er ging in das Nebenzimmer, und die beiden blieben allein.

„Meine liebe Marianne!“

Werner wollte seine Braut umarmen, aber sie entzog sich ihm.

„Bitte nicht jetzt, Pa kommt jeden Augenblick.“

„Du bist auch einverstanden?“

Sie zuckte die Achseln.

„Was soll ich machen? Du hast ja meinen Wunsch, beim Pa in Hamburg zu bleiben, nicht erfüllt.“

„Du hast gehört, daß dein Vater selbst . . .“

„Waldenburg ist furchtbar!“

Er legte den Arm um die Widerstrebende.

„Wart nur, mein Lieb, wie hübsch es da wird. Es soll das Glück in den Bergen liegen —“

„Unter die Gesellschaft!“

„Wir haben ja uns und unsere Liebe, nicht wahr, meine liebe Marianne?“ Seine Stimme war so warm und herzlich, und er war so stattlich und so schön, sie duldete es, daß er sie an sich zog.

„Wir armen Frauen!“

Er küßte sie innig.

„Wirst dich schon gewöhnen — mein Liebling.“

„Bravo, Kinder, das laß ich mir gefallen!“

Der Senator war eingetreten, und Marianne entzog sich ihrem Verlobten.

„Siehst du!“

„Tut ja nichts, Kinder. Glaubt ihr, ich hab's nicht so gemacht, als ich verlobt war?“

Trotzdem wurde es ein ziemlich steifes Mahl, und dann brachte Werner seine Braut und ihren Vater zur Bahn. Er war nicht mehr mit ihr allein und konnte ihr nur noch die Hand küssen. In ziemlich schwerer Stimmung schritt er dann durch die Straßen. Er wunderte sich über des Senators schnelles Einverständnis, und er fühlte, daß Marianne nicht froh war. Zum ersten Male war sie ihm fremd erschienen. War es, weil der Luxus des Hotels Adlon, weil der Reichtum Mariannes ihn jetzt schreckte, nun er ein so viel bescheidenes Leben vor sich sah?

Im Hotel traf er Bruder August bereits im Zimmer.

„Ich werde schon morgen mit einem Teil meiner Beute nach Schwechau fahren und anfangen. Und du?“

„Ich habe eine Anstellung bei den Gruben in Baldenburg erhalten.“

„Gratuliere. Hast du deine Braut schon benachrichtigt?“

„Sie war mit ihrem Vater im Hotel Adlon. Der Senator war merkwürdigerweise sofort einverstanden.“

„Noch besser! Dann kannst du wohl bald heiraten?“

„Ich hoffe in drei Monaten.“

Der Bruder sah ihn an. Seit der letzten Aussprache mit Edith war er feinfühlig und ahnte, daß der Bruder nicht froh war.

„Lieber Junge!“

„Marianne geht nicht gern in die Kleinstadt.“

August sagte es ernst.

„Aber sie geht!“

Werner fühlte, was der Bruder sagte.

„Edith wird auch kommen.“

„Gewiß, es ist schwer für die Frauen, sich in die anderen Zeiten zu schiden. Hast du von Erich gehört?“

„Noch nichts.“

„Der Arme, er hat es am schwersten von uns!“

Da wurde die Tür aufgerissen, und Erich kam herein. War das Erich? Derselbe Erich, der am Morgen so traurig gewesen? Zwar hinkte er stark, denn er hatte sich in der Freude überanstrengt, um schnell ins Hotel zu kommen.

Kinder, ein Glück, daß ich euch habe, ich bin ja so froh!“

„Hast du etwas gefunden?“

„Hab ich! Allerdings bescheiden! Ich habe eine Stelle als Sekretär und Zeichner in einem Baugeschäft!“

„Ist doch ein Anfang!“

„Wißt ihr, bei wem? Bei meinem früheren Unteroffizier, den wir gestern Abend trafen.“

Die Brüder warfen sich einen Blick zu.

„Tut nichts, Kinder, werde mich schon einarbeiten! Wird schon alles werden! Ist ja auch nicht die Hauptsache — Kinder — ich habe mich verlobt!“

Die Brüder erschrafen.

„Verlobt!“

„Verlobt! Mit meiner Elisabeth! Mit Elisabeth Harding! Ach, Jungen, wie bin ich glücklich!“

„Heute — lieber Erich —“

„Weiß, was du sagen willst! Verstehe es ja selbst nicht!“

Und in überquellenden Worten fing er an zu erzählen, von seiner Verzweiflung, von seinen Absichten, als er das Haus des Professors betrat, und dann von seinem Glück.

Ernst hatten die Brüder ihm zugehört, dann nickte August.

„Sie haben recht gehandelt, sie beide, Vater und Tochter. Mein lieber, lieber Junge, ich gönne es dir von ganzem Herzen, und deine liebe, brave, tapfere kleine Braut wird dich alles leichter tragen lassen.“

Auch Werner drückte dem Bruder die Hand.

„Wie gern hätte ich euch zu ihr geführt.“

„Jetzt ruft uns die Pflicht, aber wenn wir wiederkommen.“

In seinem Glück sah es Erich nicht, wie August in diesem Augenblick litt und an sein junges Weib dachte, sah auch nicht, wie Werner ernst vor sich hinsah. Dachten die beiden das gleiche?

Das war die Liebe, die wahre Liebe.

August stand auf.

„Kommt, wir wollen zusammen essen.“

Schweigsam gingen die drei Brüder wieder in den Heidelberger hinüber und aßen beieinander, ein jeder in seine Gedanken verfunken, nur daß heute Erich, der gestern noch der Trübste gewesen, den Schimmer des Glücks auf seinen Wangen trug.

Dann noch eine Nacht im Hotel. Sie schliefen in dieser Nacht alle drei wenig, aber bei Erich war es das Glück, das ihn nicht schlafen ließ.

Am Morgen führte ihr Weg die drei Brüder auseinander. August Ostpreußen entgegen, Werner nach Schlesien und Erich wanderte hinaus nach Friedenau, sich ein bescheidenes Zimmer zu suchen und dann seine Stellung anzutreten bei Otto Schulze.

Ein jeder von ihnen tat den ersten Schritt in dem neuen Leben, in das sie das Schicksal gestellt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gefiederte Lieblinge der Chinesen.

Von M. Nendenbach.

In der Züchtung ausgezeichnete Geflügelrassen sind die Chinesen von jeher Meister gewesen und verschiedene derselben haben wir direkt von ihnen erhalten. So wurden 1843 die ersten Cochinchina-Hühner von Schanghai nach England gebracht, ebenso die Brahmas und später aus dem Norden des Landes die bekannten Panshan-Hühner und Bekingenten. Auch die über Japan bei uns eingeführten Seidenhühner sind chinesischen Ursprungs. Sie sind merkwürdig durch den sonderbaren Bau der Federn, welche haarähnlich aussehen und schlaff herabhängen. Es gilt dies nicht nur von den Brustfedern, sondern auch von den kurzen Flügel- und Schwanzfedern. Die Schenkel sind von reichlichem Seidenflaum bedeckt, den Kopf ziert eine dichte Haube gleicher Federn, und die Farbe von Kamm und Gesicht ist anstatt rot, ein tiefes Blau. Für unser nasses Klima eignen sie sich leider nicht. Die gewöhnlichen Landhühner sind den unsern gleich, nur sind sie lebhafter gefärbt und die Hähne zeichnen sich durch ein geradezu buntes metallglänzendes Gefieder aus. Gute Legerinnen sind sie alle und aus diesem Grunde werden sie in so großer Menge gehalten. Selbst die ärmste Familie besitzt, wenn es die Umgebung nur irgend wie gestattet, einen Hahn und mehrere Hennen, mit denen sie ihre armselige Stütze teilt. Die Unterhaltung kostet recht wenig, nur die spärlichen Abfälle des Haushalts werden ihnen gereicht. Unablässig durchsuchen sie von früh bis spät die Höfe, Gärten und benachbarten Felder nach Insekten, Schnecken und Würmern und tragen so ganz wesentlich zur Beseitigung aller Schädlinge bei. Eine Zeit des Überflusses haben sie jedoch zur Zeit der Seidegewinnung. Dann erhalten sie die in den Cocons eingespinnenen Puppen. Diese Kost scheint ihnen sehr gut zu bekommen, aber ihre Eier erhalten davon, besonders wenn die getöteten Puppen schon verwesen, einen für uns widerlichen Geschmack. Das gleiche gilt, wenn sie zu reichlich mit den Abfällen aus Knoblauchfeldern gefüttert werden. Der unangenehme Geruch beider Futtermittel überträgt sich auch auf ihr Fleisch. Der Hahn steht in großem Ansehen bei dem schlitzäugigen Manne, da er pflichtgetreu den Anbruch des Tages verkündet und als Muster von Tapferkeit und Hingabe für seine Familie angesehen wird. Bei Eideseistung in einem Tempel (bei Gericht ist der Eid nicht üblich) wird zur Befräftigung ein weißer Hahn geschlachtet: unter dem Anweis, daß der Wortbrüchige sein Leben ebenso verwirkt habe wie der soeben sterbende Hahn. Ein weißer Hahn wird auch im Norden des Landes für die Seele des Verstorbenen geopfert und bei großen Leichenbegängnissen gefesselt auf dem Sarge mitgeführt.

Enten werden in der Nähe alter Gewässer gehalten, wo sie sich tagsüber ihre Nahrung selbst suchen müssen. In der Frühe, wenn sie ihre Eier gelegt haben, werden sie frei gelassen und kehren erst gegen Abend auf Zurufen ihrer Besitzer nach Hause zurück, wo sie die Eingeweide der am Tage gefangenen Fische oder etwaigen Abfall erhalten. Sie kennen ganz genau die Stimme ihrer mandeläugigen Pflegerinnen, welche sie in möglichst hoher Stimmhöhe mit den Worten: „Ja, ja, ja“ — chinesisch heißt die Ente „Zabe“ — herbeiloden und nur sehr selten kommt es vor, daß sie sich in einen fremden Stall verirren, obgleich die Enten eines ganzen Dorfes tagsüber auf dem Wasser zusammenleben. Fehlt einmal einer dieser so beliebten Vögel, so liegt der Verdacht nahe, daß der Freund eines lustigen Bratens sich seiner angenommen hat. Die empörte Besitzerin eilt dann laut geifernd durch das ganze Dorf und bedient den Feinschmecker mit einer

solchen Fälle von Seagenswünschen, daß man für sein Wohl befinden besorgt sein muß und den Reichtum ihrer Gedanken nur bewundern kann.

Die chinesischen Enten sind schwere Tiere, mit schmackhaftem Fleisch, die sich auch durch fleißiges Legen großer Eier auszeichnen. Zur Aufzucht ihrer Nachkommenschaft werden sie selten benützt vielmehr werden die Eier Brut-öfen einfacher Konstruktion übergeben. Im Norden des Landes, wo der Bauer sich im Winter eines gemauerten, heizbaren Bettes als Schlafstätte bedient, muß dieses im Frühling als Brut-öfen der einfachsten Form herhalten. Auf der Oberfläche desselben breitet er eine Strohmatte aus, die er mit roher Baumwolle bedeckt. Hierauf werden die Eier dicht nebeneinander gelegt, wiederum mit etwas Baumwolle und sodann mit der ganzen überflüssig gewordenen Winterkleidung der Familie gegen äußere Temperaturschwankungen geschützt. In dem Heizraum der eigenartigen Schlafstelle — chinesisch Rang genannt — wird zeitweise ein ganz leichtes Feuer gemacht und der Brutofen ist in Betrieb. In vielen Ortschaften wird die Aufzucht von Enten in größerem Maße betrieben. Dort ist ein Mann angestellt, welcher die erforderlichen Brut-öfen überwacht. Zu ihm bringt man die Eier und werden später die ausgeschlüpften Tierchen im Verhältnis der abgelieferten Eier verteilt, nachdem der Wärter eine Anzahl für seine Milchwaltung erhalten hat. Junge Enten, nur wenige Tage alt, werden in großen, flachen Körben dann auf den Märkten feilgeboten und man geht sogar damit hausieren. Die in unseren zoologischen Gärten so sehr bewunderten Mandarinenten leben auf allen größeren Gewässern von Mittel- und Südchina. Sie wurden schon sehr früh gezähmt, werden aber nur als Ziervögel gehalten.

Der Verbrauch von Enteneiern ist in China ein sehr großer. Sie werden teils frisch, teils in konserviertem Zustande genossen. Zu diesem Zwecke umgibt man die Eier mit einer Schicht von geschlämmtem Ton, den man mit zerriebenen Reisähren und zuweilen mit einigen Präparierungsmitteln mischt. Die luftdicht abgeschlossenen Eier erhärten schon nach wenigen Wochen, das Eigelb wird dunkelgrün, während das Weiße eine hellgrüne Farbe annimmt. Faul sind sie durchaus nicht, wie vielfach angenommen wird. Sie werden auch von vielen Europäern gegessen, wenn sie nicht zu alt geworden sind. Manche chinesische Feinschmecker essen sie freilich erst dann, wenn das Weiße dunkelgrün und der Dotter schwarz geworden ist. Es gibt ja auch bei uns eine Geschmacksrichtung, die manche Käsearten sowie Wildbraten in einem sehr vorgeschrittenen Stadium der Fäulnis vorzieht. Bei keinem besseren chinesischen Essen dürfen diese Eier fehlen. Gänse sieht man, wahrscheinlich wegen der nur spärlich vorhandenen Weibchen, nicht häufig, obgleich die chinesische Schwanengans, ein großes prächtiges Tier mit ganz vorzüglichem Fleisch ist. In ihrem Aukern, besonders mit ihrem langen Hals und dem stolz getragenen Kopf erinnert sie sehr an einen Höckerichwan.

Der nüchterne Chinese hält alle besiedelten Bewohner seines Hofes, zu deren auch Tauben gehören, lediglich des Ruhens wegen und ist jederzeit bereit, diese vorteilhaft zu veräußern. Ganz anders verhält es sich jedoch mit seinem geliebten Sänger, dem sein ganzes Herz gehört und den er nur in sehr dringender Notlage verkauft. In seinen freien Stunden nimmt er den Käfig seines Lieblinges und macht mit ihm einen Spaziergang nach dem nächsten Garten oder ins freie Feld. An einem freistehenden Baum oder an einem andern aussichtsreichen Plätzchen hängt er den Käfig auf und sucht durch freundliches Zureden und leichtes Winken mit der Hand seinen kleinen Freund zum Flügelschlagen und Singen anzuapornen.

Neben Kanarienvögeln, welche jetzt überall gezüchtet werden, sind im Norden des Landes Kollchlen, Drosseln und Lerchen besonders beliebt. Den Vorzug vor allen genießt die mongolische Lerche, die von manchen Europäern fälschlich „Spottdroffel“ genannt wird. Sie hat das einfache Gewand unserer Lerche, ist jedoch größer und besitzt die Fähigkeit, alle Stimmen und Geräusche täuschend nachzuahmen. So das Gezeiter streitender Spaken, das Gezwitscher der Schwalben, das Miauen der Kaze, das Klagegeheul eines geschlagenen Hundes, das Gequiecke ungeschmierter Karrenräder sowie die Stimme eines jeden Vogels, die sie nur einige Male gehört hat; nicht zu vergessen das Gackern der Hühner und Schnattern der Enten. Ihren eigenen Verhängenfang verzeihen sie bei ihrer vielseitigen Kunst gänzlich, wie bei uns auf Lieberpfaffen abgerichtete Domvaffen. Eigentümlich ist es auch, daß sie beim Übergang in anderen Besitz in ihrem Eifer sehr nachlassen und öfters ganz verstummen. Anstatt der Singvögel werden in winzigen Binsentäfigen auch schrill zirpende Zifaden gehalten, die man im Sommer in Schanabal fast bei jedem armen Flächkuster findet. Vermögende Leute leisten sich zur Unterhaltung Papageien und andere Exoten.

Das Märchen vom Prinzen Plauschbart und seiner Schar.

Heinz Scharpf.

Am Hofe des sittenstrengen Meerkönigs Museagn lebte einmal ein fröhlicher Prinz, über den alle guten Feen die Hände gebreitet hielten.

Er war schön von Wuchs und Angesicht, hatte eine verführerische Stimme, war in der Kunst des Lautenspiels und der Degensführung wohlvertraut und verstand es, den Mädchen und Frauen die Köpfe zu verdrehen wie keiner. Seinem einnehmenden Wesen hatte nur ein Fehler an, die Tugend der Verschwiegenheit war ihm nicht eigen.

Wohnte der Prinz welches Abenteuer immer haben, er gab sich mit seinen Erfolgen nicht zufrieden, er mußte mit ihnen prahlen können, es erfüllte ihn mit größtem Stolz, sich als Held gefeiert zu sehen. Und seine Freunde hielten es wie er, schwankten tapfer aus der Schule, gingen mit Veranügen alles an die große Glocke.

Diese eitle Geschwähigkeit richtete natürlich viel Unheil an. Als sie dem guten König Museagn zu Ohren kam, ließ er den Prinzen zu sich rufen.

„Liebster Herr Vetter“, begann er streng, „es wird mir berichtet, daß an eurer Wiege die Fee Verschwiegenheit sich nicht eingefunden hat. Einem Kavaller jedoch ziemt als oberste Tugend die Diskretion! Sollte ich deshalb noch einmal eine Klage zu hören bekommen, so liefere ich euch unerbittlich meinem Geheimen Reichs- und Meereszauberer aus, der wird schon einen Ort für euch und eure Kumpane ausfindig machen, wo ihr unschädlich eurer Schwachsicht frönen könnt.“

Der Prinz verfärbte sich, versprach Besserung und zog von dannen. Nicht lange darauf begegnete er einer Prinzessin im königlichen Garten. Die war so schön, daß die Sonne einen Wolkenfleier vornahm, wenn sie nach ihr sah, weil sie sonst zu erblinden fürchtete.

„O, Prinzessin“, flötete der Prinz mit verwirrendem Schmelz seiner Stimme, „darf ich euch in die kühle Laube geleiten?“

„Gerne!“ errötete die Prinzessin, die in den Prinzen heimlich verliebt war, „aber könnt ihr auch schweigen? Meine Hofdamen dürften es nie und nimmer erfahren.“

„Bei allen Göttern der Liebe, ich bin verschwiegen wie das Grab!“ schwor der Prinz und führte die Prinzessin sanft mit sich. Die Laube lag in warmem Dämmer. Vor derselben spielten die Mäden ihren Hochzeitstanz, die Blumen wehten ihren köstlichen Duft herein und in der Ferne blaute das ruhige Meer. Es ruhte sich hier wie in einem auf die Erde gefallenen Fleckchen Paradies.

„O!“ seufzte die Prinzessin höchstpersönlich, „o!“ Sie laut an die Brust des Prinzen wie eine sterbende Rose. Weiße Blüten rieselten auf sie hernieder, der Wind beeilte sich, ihr erhitstes Gesichtchen zu kühlen. „O!“

Als die Prinzessin wieder in das Schloß zurückgekehrt war, stürzte der Prinz zu seinen Freunden. Das Herz klopfte ihm bis an den Hals herauf vor Siegesglück.

„Freunde“, rief er, „ich habe das schönste Weib unter der Sonne in meinen Armen gehalten.“

„Wer ist es?“ fragten sie wie aus einem Munde.

„Ihre Lippen brennen wie feurige Granatäpfel, ihre Haut ist glatter denn Marmor, das Gold ihrer Haare erreicht kein kostbares Gefäß.“

„Wer ist es?“

„Ihr Blut braust wie ein wilder Bergstrom.“

„Nenne ihren Namen.“

„Ihr kennt sie alle. Sie galt als die Unnahbarste im ganzen Reich. Ich habe sie erobert, ich, aber ich nenne ihren Namen nicht, denn es ist eine Prinzessin aus königlichem Blute.“

„Es ist...?“ riefen sie nun alle abnehmend, und der Name lag ihnen auf der Zunge. Doch ehe ihn noch einer aussprechen konnte, erscholl plötzlich ein Donnerschlag und der Geheimen Reichs- und Meereszauberer des Königs fuhr mitten unter die Schar.

„Genug der Geschwähigkeit!“ grollte er, „euer Maß ist voll! Ihr sollt kein Geheimnis mehr ausplaudern! Eure Kerker stehen bereit!“ Und er machte ein Zeichen, auf das hin schlug eine haushohe Flut ans Land und verschlang den Prinzen und seine Freunde, daß sie spurlos von der Erde verschwanden.

Aber wenn du eine Muschel an das Ohr hältst, mag sie groß oder klein sein, frisch aus dem Meer gefischt oder schon lange in deinen Händen, dann hörst du noch immer den Prinzen und seine Schar. In jeder sitzt einer von ihnen gefangen und versucht weiterhin Geheimnisse auszuplaudern, diskrete Dinge zu raunen, wenn auch der Mensch ihr Gemurmel nicht mehr versteht. An dem Tag aber, wo du eine Muschel findest, in der das Sausen verstummt ist, wird die Welt befreit sein von aller Schwabhaftigkeit.

Welt u. Wissen

Kudud-Zeit. „Kudud, Kudud ruft's durch den Wald!“ Seit alterher gilt der Kudud als der eigentliche Frühlingshode, und um seinen anderen Vogel haben sich so viele Geschichten und Bräuche gebildet. Nun ist er ja auch freilich ein ganz merkwürdiger Geselle, zweifellos der interessanteste Charakter in unserer heimischen Vogelwelt, der gerade durch seine Untaten und sein wenig vorbildliches Familienleben sprichwörtlich geworden ist. Die wunderlichsten Dinge werden vom Kudud in den alten Naturgeschichtsbüchern erzählt, und tatsächlich ist es erst in allerjüngster Zeit gelungen, das „Rätsel seines Daseins“ zu enthüllen. Hauptsächlich sind es englische Ornithologen gewesen, die seinen eigentümlichen Trieb auf die Spur gekommen sind, ihn beim Eierlegen photographierten und seine denkwürdigen Taten und Abenteuer im Film festhielten. Noch heute gibt es aber viele, die glauben, daß der Kudud seine Eier auf den Boden legt, sie dann in seinen Schnabel oder in seine Klauen nimmt und mit ihnen zum Nest des Opfers fliegt, das er „beglücken“ will. Tatsächlich ist durch die Forschungen von Edgar Chance erwiesen, daß der Kudud seine Eier direkt in ein vorher sorgfältig ausgewähltes Nest legt, meistens in das eines Niesenpiepers. Dieser Glaube rührt wohl daher, daß man häufig Kududs beobachtet hat, die Eier in ihren Schnäbeln trugen, und annahm, das wären ihre eigenen Eier. Tatsächlich sind das aber die Eier, die sie aus dem fremden Nest gestohlen haben, um dort Raum für ihre eigenen Eier zu schaffen. Wer in diesem Frühjahr vielleicht einen Kudud mit einem Ei im Schnabel zu beobachten Gelegenheit hat, der folge ihm vorsichtig, um ihn nicht zu beunruhigen, und er wird sehen, daß der Kudud dieses geraubte Ei gar bald verzehrt. Dieser allmächtige „Bigeuner“ der Vogelwelt braucht sich nämlich bei der Aufzucht seiner Familie nicht um seine Wohnung zu kümmern, sondern er versorgt sich auch noch bei den anderen, deren Nest er in Anspruch nimmt, mit allerlei Grattlederbissen. Die anderen Vögel müssen ihm — unfreiwillig, aber deshalb nach den Naturgesetzen doch regelmäßig — die Kinderstube für seine Kleinen bereiten und mit ihren eigenen Eiern auch noch für seine Mahlzeit herhalten. Kein Wunder, daß er so fröhlich ruft, denn er ist wirklich ein Genießer, dem nur die Freuden und nicht die Mühen des Daseins winken, und der sich um nichts zu kümmern braucht. Während der Legezeit deponiert der Kudud etwa alle 48 Stunden ein Ei in ein fremdes Nest. Die reiche Sammlung, die Chance über den Kudud besitzt, enthält neben anderen interessanten Dingen eine Serie von 86 Eiern, die alle von demselben Kudud in fünf Jahren gelegt wurden. Während der erwachsenen Kudud mit einem blaß-blaugrauen Obergefieder geschmückt ist, sind seine Jungen braun und unansehnlich. Dafür sind sie aber meist sehr viel größer als ihre Stiefeltern, und es grenzt ans Wunder, wie es manche dieser kleinen Vögel fertig bringen, den Niesenappetit ihrer ungeladenen Gäste zu stillen.

* **Der Mirt mit dem Astralleib.** Macht sich eine Frau, die eine zweite Ehe eingegangen ist, des Ehebruchs schuldig, wenn sie den Geist ihres verstorbenen Gemahls beschwört und mit ihm flirtet? In dieser nicht gerade alltäglichen Sache hatte ein Gericht in Milwaukee dieser Tage ein Urteil zu fällen. Mr. Czachorowski, der zweite Mann der beklagten Frau, erschien vor dem Rabi, um die Scheidung von seiner ungetreuen Gattin zu erlangen. Er war zwar nicht in der Lage, den Partner der Ehebrecherin in leibhaftiger Gestalt zu zitieren; dafür konnte er jedoch beeiden, daß seine dem Spiritismus ergebene Gattin seit Jahren den Geist ihres im Jahre 1911 verstorbenen ersten Gemahls beschworen und diesen vor kurzem, als er sich endlich materialisiert habe, umarmt habe. Die Beklagte räumte ein, mit ihrem ersten Manne gesprochen zu haben, stellte jedoch entschieden in Abrede, mit dem Gespenst Bärlichkeiten ausgetauscht zu haben. Der Richter entschied, daß dieser Mirt mit dem Astralleib nicht als Ehebruch anzusehen sei, und wies daher die Scheidungsklage zurück.

Was bedeutet die Schädelgröße? Man unterscheidet zwar beim Menschen Langköpfe, Mittelköpfe und Rundköpfe, aber wichtiger als das Längen-Breitenverhältnis des Schädels ist der Rauminhalt, die Schädelgröße. Der Inhalt steigt nämlich mit der Entwicklung der Tierreihe wie der Menschheit. Um zu zeigen, wie der Schädelinhalt mit der Entwicklung der Kultur steigt, führt Dr. Kohn in seinem „Leben des Menschen“ einen sehr lehrreichen Vergleich an: Nehmen wir einmal an, daß in derselben Weise wie die Menschen nach der Höhe ihres Eintrittsgeldes durch ver-

schiedene Gänge in die Theater und Kesselparks strömen, sie nach ihrer Schädelgröße in einer Halle eingangs fänden und daß ein Gemisch von vier Rassen: Australier, Hottentotten, Chinesen und Europäer, und zwar je 100, das Publikum bildet, so würde sich folgendes Bild entwickeln: Durch den ersten Eingang „Menschen mit Schädelgröße unter 1200 ccm“ strömt die Mehrzahl der Hottentotten, fast die Hälfte der Australier, aber nur 8 Prozent der Europäer und gar nur 2 von den Chinesen. Durch das zweite Tor „Menschen mit Schädelgröße von 1200 bis 1400 ccm“ einge die Mehrzahl aller Menschen, und zwar von den Hottentotten und Australiern etwa je die Hälfte, von den Europäern 40, den Chinesen 38. Beim dritten Tor „Menschen mit Schädelgröße von 1400 bis 1500 ccm“ wandelt sich das Bild: die Hottentotten fehlen vollkommen, von den Australiern sieht man nur noch 5, dagegen je einige 20 der Europäer und Chinesen. Am vierten Eingang „Menschen mit Schädelgröße über 1500 ccm“ steht auch die Tür für die Australier leer, von den Europäern dürfen nur noch 27, von den Chinesen dagegen noch 33 eingehen zum Tribünenplatz der wahren Aristokraten. Kulturbemühen mehrt die Schädelgröße. China hat die größten Schädel, denn hier hat ein Volk durch eine mehrtausendjährige, zielbewußt ererbte Kultur, verbunden mit einer Achtung der Moral, einer Pflege des Familienlebens, einer Strenge der religiösen und gesellschaftlichen Etikette und einer systematischen Auslese der Besten, wie sie innerhalb der weißen Rasse nur bei ganz vereinzelter Volksgruppen beobachtet werden, sich bezüglich seiner Schädelgröße bis auf den ersten Platz emporgerungen.

Wie viel gemünztes Gold gibt es auf der Welt? Da über die Ausgabe von Münzen in den einzelnen Ländern amtliche Statistiken vorliegen, läßt sich die Gesamtzahl mit ziemlicher Sicherheit berechnen. Im ganzen sind für mehr als 40 Milliarden Goldstücke auf der Welt in Umlauf oder in den Staatskassen. Davon entfallen allein 18 Milliarden auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von dem Rest entfallen etwa 12,5 Prozent auf England, 11 Prozent auf Frankreich, 6 Prozent auf Japan, 5 Prozent auf Spanien und je 2,5 Prozent auf Deutschland und Holland. In Gold wird jährlich für etwa 70 Millionen Mark gefördert; davon entfallen allein 70 Prozent auf Goldminen, die in englischem Besitz sind.

Reise u. Verkehr

Welche Haftpflicht hat die Eisenbahn für das Kursbuch? Man schreibt uns: Die bevorstehenden Sommerreisen bringen das Kursbuch wieder zur erhöhten Bedeutung. Es fragt sich nun, ob und in welchem Umfange die Eisenbahn für Fehler im Kursbuch haftet, da nicht selten große Kosten für fehlerhafte Bemerkungen im Kursbuch entstehen. Zuerst muß darauf hingewiesen werden, was als Kursbuch zu verstehen ist. Als Kursbuch im Sinne der Haftung gelten nur die amtlichen Fahrpläne, die in den Wartesälen der Eisenbahn sowie in den Hallen und Stationsräumen der Bahnhöfe ausgehängt sind und die Bezeichnung „Amtlicher Fahrplan“ tragen. Alle anderen Kursbücher, seien es Kursbücher privater Herkunft oder das sogenannte Reichskursbuch sind nicht Kursbücher im Sinne der Haftpflicht. Für die amtlichen Kursbücher dagegen muß, da die öffentlichen Pläne durchaus klar, übersichtlich und selbstverständlich richtig sein müssen, die Eisenbahn haften, gleicherweise wie sie für Fehler in privaten Kursbüchern dann haften muß, wenn dieselben Fehler sich in den amtlichen Fahrplänen befinden und von den amtlichen Fahrplänen in die privaten Kursbücher übergegangen sind. Die Eisenbahn kann sich nicht darauf berufen, daß die privaten Fahrpläne nicht nötig gehabt hätten, die fehlerhaften Stellen mit abzurufen. In zweiter Linie steht die Frage, wofür die Eisenbahn zu haften hat. Darauf sei folgendes bemerkt: Die Haftpflicht erstreckt sich erstens auf die Preiserrichtung für zu hoch bezahlte Fahrarten und zweitens auf den Ersatz aller dem Reisenden durch einen Fehler im amtlichen Fahrplan entstandenen Kosten. Wenn also z. B. in einem amtlichen Fahrplan bei einem Zuge nur Wagons 1. und 2. Klasse angegeben sind, trotzdem auch Wagen 3. Klasse verkehren, so muß die Eisenbahn für den Preisunterschied zwischen der 2. und 3. Klasse bei demjenigen Reisenden aufkommen, der sonst gewohnheitsgemäß nur die 3. Klasse benutzte und demgemäß voraussichtlich auch in diesem Falle nur die 3. Klasse benutzt haben würden. Für Zugverläumnisse, die infolge eines Fehlers im amtlichen Fahrplan entstehen oder bei Verläumnissen von Anschlüssen muß die Eisenbahn für die Kosten haften, die dem Reisenden dadurch entstanden sind, daß er infolge der falschen Angaben des amtlichen Kursbuchs den wirklich letzten Zug verläumt hat.